Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de sociologie = Swiss journal of sociology

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Soziologie

Band: 15 (1989)

Heft: 1

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Bibliographie critique

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BUCHBESPRECHUNGEN - BIBLIOGRAPHIE CRITIQUE

UNESCO - Krise der westlichen Hegemonie
Staatliche Kulturkonzeptionen und die politische Rolle der Schweiz

Campus Verlag, Reihe Forschung Band 579, Frankfurt/New York, 1988, 270 Seiten, Kart., Preis : DM 53.-

Walter Schöni, Soziologisches Institut der Universität Zürich
Birchstrasse 95, CH - 8050 Zürich

Wie kaum eine andere internationale Organisation ist die UNESCO, bedeutendstes Forum der multilateralen Kulturdiplomatie, seit Ende der siebziger Jahre Gegenstand einer heftigen öffentlichen Kritik geworden. Aussenministerien und Massenmedien führender westlicher Staaten sind sich darin einig, dass diese UNO-Sonderorganisation zum Instrument "totalitärer", antiwestlicher Kräfte geworden sei, die die "Misswirtschaft" vorantreiben und die kulturellen Entwicklungsprozesse "ideologischen" Zwängen zu unterwerfen versuchen. Die Sprache der westlichen Kritik lässt unschwer die Sorge um die Vorherrschaft des liberalen Kulturmodells erkennen.

Jenseits dieser eingeschränkten Optik präsentiert sich folgende Problemlage : Seit den Befreiungskämpfen der 70er Jahre, der Neugründung von Staaten der Dritten Welt und der damit zusammenhängenden Verschiebung der Mehrheitsverhältnisse ist es an den UNESCO-Konferenzen zu scharfen Polarisierungen in Fragen der internationalen Kulturordnung gekommen. Die Auseinandersetzungen um kultur- und entwicklungspolitische Prioritäten, um die Neuordnung des Informationswesens (oft auch um Marktanteile der Kulturindustrie) setzen die Organisation widersprüchlichen Kräften aus. Konflikte im Entscheidungsprozess, Schwerfälligkeiten im administrativ-wissenschaftlichen Apparat sind die Folge. Funktionsprobleme, die seit jeher auf den Institutionen der multilateralen Zusammenarbeit lasten, spitzen sich unter der Einwirkung geopolitischer Kräfteverschiebungen weiter zu.

Diese Einwirkung sich wandelnder Kräfteverhältnisse auf die Kulturdiplomatie ist Thema der vorliegenden Studie. Sie beleuchtet die Konflikte um die UNESCO unter einem besonderen Blickwinkel : Analysiert werden die unterschiedlichen Kulturkonzeptionen, die die Mitgliedstaaten in die Debatten der Organisation hineintragen. Ausgehend von Ueberlegungen zur Struktur der Weltgesellschaft und zur Dynamik kultureller Diskurse skizziert der Autor die Entwicklung der kulturdiplomatischen Beziehungen ; er gelangt so zu einem Modell des kulturpolitischen Diskurses, das den institutionellen Besonderheiten der UNESCO-Konferenzen Rechnung trägt. Zwei Teilstu-

dien wenden inhaltsanalytische Forschungstechniken auf unveröffentlichte Dokumente der multilateralen Kulturdiplomatie an :

1. In einer *ersten Teilstudie* werden die Interventionen von vierzig Staaten an der Weltkulturkonferenz der UNESCO 1982 auf latente kulturpolitische Konzeptionen hin untersucht : In welchen Begriffen beschreiben die staatlichen Vertreter die von ihnen repräsentierte Nationalkultur, und wie deuten sie deren Verhältnis zur Weltkultur ? Es zeigt sich, dass hinter den eingespielten kulturdiplomatischen Sprachregelungen - "Demokratie", "Identität", "globale Zusammenarbeit" usw. - stark divergierende, eigenständige Konzeptionen im Spiel sind. Diese tragen konkurrierende Ansprüche auf die Definition zentraler Begriffe und auf eine verbindliche Deutung der internationalen Realität in den Diskurs hinein. Ein typologisches Schema gibt Aufschluss über die innere Logik dieser Konzeptionen - und über ihren Bezug zur Realität der zwischenstaatlichen Herrschaftsbeziehungen : Die Variationsbreite und Durchsetzungschance der von einem Staat präsentierten Sichtweisen stehen in deutlichem Bezug zu seiner politisch-militärischen und wirtschaftlichen Machtposition.

2. Die *zweite Teilstudie* verfolgt die kulturpolitischen Konzeptionen und Strategien der Schweiz in der UNESCO seit Beginn der 70er Jahre. Es wird ein Instrumentarium zur textanalytischen Erfassung von kulturpolitischen Strategien entwickelt. Als Untersuchungsbasis dienen schweizerische Dokumente zu den grossen Konferenzdebatten über die Neue Internationale Informationsordnung und die Rolle des Staates in der Kultur. Die hegemonialen westlichen Kulturkonzeptionen erweisen sich - der Position der Schweiz innerhalb der Staatengemeinschaft entsprechend - als bestimmender ideologischer Hintergrund der schweizerischen Deutungsmuster : Das Kulturelle wird idealisiert, entpolitisiert und der Funktionsweise des Marktes angeglichen. Vor diesem Hintergrund hat der schweizerische Staat seine kulturpolitischen Strategien entwickelt und verfolgt : Sie zielen darauf ab, die politische und wirtschaftliche Vormachtstellung des Westens mit kultuellen Massstäben zu "begründen" und gleichzeitig dem Legitimations- und Prestigeverlust schweizerischer Aussenpolitik entgegenzuwirken.

Die Studie gewährt insgesamt Einblick in die UNESCO-internen Kräfteverschiebungen der 60er Jahre und in die wichtigen politischen Kontroversen der 70er und 80er Jahre. Darüber hinaus dokumentiert sie ein bisher wenig bekanntes Ressort der schweizerischen Aussenpolitik. Aufgrund der Einsicht in die "Tiefenstruktur" kulturpolitischer Auseinandersetzungen werden schliesslich die Zuspitzung der Konflikte und die Perspektiven schweizerischer Politik in der Organisation einer aktuellen Einschätzung unterzogen. Diese kommt zum Schluss, dass es sich bei der "Krise der UNESCO" primär um eine Krise der hegemonialen westlichen Konzeption von Kulturpolitik handelt : Die liberalistisch-modernistischen Deutungsmuster, wie sie in der Nachkriegszeit von den Gründernationen etabliert worden sind, haben ihre

Plausibilität für eine wachsende Zahl von Drittweltstaaten verloren ; zu oft haben diese die Erfahrung gemacht, dass die Anwendung kapitalistischer Modernisierungsrezepte im Kulturbereich den Trend zur gesellschaftlichen Spaltung, kulturellen Vermassung, technologischen Abhängigkeit und Verschuldung verschärft.

Die weltweit zunehmende Massenarmut, die Krisen der Weltwirtschaft und die Interessenkonflikte rund um die Kulturindustrie manifestieren sich auch im kulturdiplomatischen Diskurs der UNESCO, stellen die Industriestaaten vor immer neue Rechtfertigungsprobleme. So auch den schweizerischen Staat, der lange Zeit eine ideologische Frontstellung im Dienste der kulturindustriellen Liberalisierung und Modernisierung eingenommen hatte : Spätestens mit dem Rückzug der USA ist seine exponierte Rolle problematisch geworden. Auch nach dem vom Westen erzwungenen Wechsel an der Führungsspitze ist in der UNESCO weiterhin mit politischen Vorstössen zu rechnen, die sich nicht mit technokratischen Antworten zufrieden geben, sondern den "kulturellen Dialog" radikalisieren, die herrschende Weltordnung in Frage stellen.

Max Weber et la sociologie française

Monique Hirschhorn

Préface de Julien Freund, L'Harmattan, Logiques sociales, Paris, 1988, 229 pp.

Jacques Coenen-Huther, Groupe de Recherche E.90, Université de Genève
Case postale Rez Uni II, CH - 1211 Genève 4

"Encore Max Weber !" s'exclamera-t-on peut-être au vu du titre. On a parfois l'impression en effet que chaque pierre dissimule de nos jours un exégète de l'auteur de "L'éthique protestante...". Qu'on ne se méprenne pourtant pas : il s'agit moins ici de Weber que de la sociologie française. Ce n'est donc pas un livre pour débutants. La méthode et la pensée de Max Weber y sont traitées de manière elliptique. Sa lecture requiert une connaissance préalable de l'oeuvre en question. De ce point de vue, c'est peut-être la belle préface de Julien Freund qui comporte le plus d'aspects didactiques. On notera en particulier ses remarques pénétrantes sur la relation de Weber au pouvoir et à la politique. Rarement a-t-on été plus clair à ce propos.

L'ouverture progressive de la sociologie française aux influences wébériennes ne s'est faite qu'avec beaucoup de réticences. Et l'histoire de cette rencontre, marquée "de silences, de rendez-vous manqués, de rencontres

sans lendemain" (p. 17) peut servir d'analyseur de l'évolution intellectuelle et institutionnelle de la sociologie française. Ni la langue ni la nationalité n'ont vraiment constitué des obstacles sérieux. Pendant tout le dix-neuvième siècle, les intellectuels français ont été sensibles aux influences allemandes et la dame de Coppet a joué à cet égard le rôle que l'on sait. Bien que l'antigermanisme progresse avec la Première Guerre mondiale, le milieu sociologique semble y rester immunisé jusque dans les années trente. *L'Année Sociologique* du début du siècle se signale par son cosmopolitisme. Il faut donc chercher d'autres raisons pour comprendre ce qui, dans la sociologie française, s'est longtemps opposé à l'assimilation de l'oeuvre wébérienne.

L'Ecole durkheimienne, ouverte par ailleurs aux influences étrangères, escamote pratiquement Max Weber et tout porte à croire que cette attitude s'inscrit dans une stratégie de légitimation en milieu universitaire. Il s'agit pour Durkheim et les Durkheimiens de faire admettre la spécificité de la sociologie, son irréductibilité à toute autre discipline, et son statut de science. Le positivisme méthodologique semble la voie la plus sûre. Weber, à cet égard, dérange. Dans le contexte français de l'époque, les questions qu'il soulève apparaissent comme menaçantes pour le statut de la sociologie. Il n'y a rien à gagner à engager la polémique avec lui.

Ce n'est qu'en 1938, avec la fameuse soutenance de Raymond Aron, que le débat entre Durkheim et Weber s'organise enfin par personnes interposées. Il se situe davantage sur le terrain de la philosophie que sur celui de la sociologie mais les réactions de rejet sont vives. Le débat tourne court du fait de la guerre.

La sociologie française d'après-guerre est puissamment marquée par la forte personnalité de Georges Gurvitch. Celui-ci a lu Weber mais il adopte d'emblée une attitude très négative à son égard. Outre une opposition de caractère existentiel fondée sur une vision du monde par trop différente, Gurvitch reproche à Weber son individualisme méthodologique et son nominalisme conceptuel. Le seul point de convergence entre les deux hommes pourrait se situer sur le plan de la typologie, mais il y a ici aussi incompatibilité des conceptions : Max Weber s'emploie à souligner l'écart entre le réel et le conceptuel ; Gurvitch mobilise ses ressources intellectuelles dans un effort démesuré pour combler cet écart. A tout ceci s'ajoute, à partir de 1955, l'antagonisme entre Gurvitch et Aron. Revendiquer l'héritage de Weber c'était se ranger dans le camp aronien à une époque de politisation particulièrement vive des enjeux scientifiques.

Le pluralisme des valeurs, conception axiomatique de l'oeuvre de Weber mise en évidence par Karl Popper, tout comme la dimension tragique de la pensée wébérienne soulignée par Leo Strauss, auraient fait plus rapidement leur chemin dans la France intellectuelle des années cinquante si celle-ci n'avait été subjuguée par un combat idéologique polarisé autour du statut de la pensée marxiste. Dans les grands affrontements qui nous conduisent au début des années soixante, l'existentialisme, la phénoménologie, l'histori-

cisme ouvrirent des pistes menant à Weber. Le structuralisme referme la porte. L'althussérisme et ses sous-produits - Lacan, Foucault - est étranger à la pensée de Weber. Il faudra attendre son déclin pour que celle-ci puisse à nouveau servir de référence.

La sociologie de Pierre Bourdieu se veut conciliation des apports de Weber, Marx et Durkheim. Pour Monique Hirschhorn, Bourdieu est "infiniment moins wébérien qu'on aurait pu le croire" (p. 141). Ses travaux procèdent de conceptions wébériennes simplifiées et corrigées par une vulgate marxiste mais le souci de "vendre la mèche" (p. 140) l'emporte sur celui de rendre complètement intelligibles des phénomènes complexes. Ce que Bourdieu trouve en revanche chez Weber c'est une théorie de la légitimité lui permettant d'élaborer une théorie générale des actions de violence symbolique. Touraine, "plus discret quant à ses références" (p. 141), se situe-t-il dans le prolongement du paradigme wébérien ou rompt-il avec lui ? Notre auteur ne répond pas de manière tranchée car il n'y a probablement pas encore de réponse nette à cette question. De Max Weber, Touraine garde l'idée-force du désenchantement du monde tout comme le refus de l'idée d'une logique sociétale globale. Il s'écarte néanmoins de Weber par le maintien de l'historicité comme lieu central et par sa conception de l'intervention sociologique. Raymond Boudon se rapproche de Max Weber comme utilisateur d'abord, comme théoricien ensuite, dans sa recherche d'un paradigme explicatif lui permettant de substituer un schéma décisionnel à un schéma factoriel. Ceci l'amène à mettre l'accent, dans la ligne de la pensée wébérienne, sur l'écart existant entre les intentions des acteurs et le résultat de leurs actions. Chez Boudon, à la différence des auteurs précédents, l'autonomie de l'acteur individuel cesse d'être une illusion pour devenir une réalité.

L'analyse, menée avec beaucoup de talent et de clarté d'exposition, se complète par un chapitre consacré à l'impact de la pensée wébérienne sur les différentes sociologies spécialisées. A l'époque du "retour de l'acteur", on en conviendra avec l'auteur, la question pertinente n'est plus celle de la connaissance de Weber mais de la place réelle qu'on lui accorde. A ce sujet, et c'est tout à fait légitime, l'ouvrage s'achève en point d'interrogation. Mais on ne peut s'empêcher de penser qu'au Weber méconnu se substitue en ce moment un Weber-fétiche. Pour tout dire, l'engouement actuel m'apparaît superficiel et suspect. Mais ce jugement, est-il besoin de le préciser, ne vise en aucune façon notre auteur dont l'exposé tout en nuances contribuera sans nul doute à clarifier les enjeux théoriques et épistémologiques.

Ceci dit, je ferai deux réserves, mineures, non pour dénigrer un ouvrage qui émerge de toute évidence du lot de la production courante, mais pour garder à la recension critique sa fonction d'instrument du débat scientifique. Monique Hirschhorn souligne à plusieurs reprises, et fort justement, le rôle de relais de la pensée wébérienne joué par l'oeuvre de Talcott Parsons. Elle suggère néanmoins de manière répétée (pp. 22, 59, 63, 80) que la médiation de Parsons n'est pas neutre et qu'une version bien particulière de Max Weber est ainsi proposée à la sociologie française. Aucun argument ne vient

cependant étayer cette prise de position. C'est dommage car la question n'est pas sans intérêt. Par ailleurs, l'auteur fait un usage fréquent de l'adjectif "compréhensif", y compris pour qualifier sa propre démarche intellectuelle. Ce n'est pourtant pas avant la page 134 qu'on sort de l'équivoque et qu'il est explicitement fait référence à cet égard au "paradigme de l'homme intentionnel". A l'heure où n'importe quel saltimbanque de la pensée sociologique donne dans la "compréhension", il y a vraiment intérêt à éviter toute ambiguïté sur ce point.

Que ces remarques ne trompent pas. Je tiens l'ouvrage de Monique Hirschhorn pour un bon livre, bien fait, bien écrit, qu'on a du plaisir à lire et dont on a plaisir à recommander la lecture.

Friedensbewegung und direkte Demokratie in der Schweiz

Rudolf Epple-Gass

Haag & Herchen, Frankfurt, 1988, 345 Seiten, Preis : DM 48.-

Hanspeter Kriesi, Nieuwe Kerkstrasse 419, NL - 1018 VK Amsterdam

Neue soziale Bewegungen haben in den siebziger und frühen achtziger Jahren die Öffentlichkeit in Westeuropa in Atem gehalten. Seit der Protest der Friedensbewegung verstummt ist, wurde es jedoch relativ still um diese Bewegungen. Zeit für die Wissenschaft, um sich mit dem Phänomen zu beschäftigen, das sich traditionellen politischen Denkkategorien so stark zu entziehen scheint. Auch in der Schweiz hat die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit diesen Bewegungen begonnen. Rudolf Epple legt meines Wissens die erste systematische Analyse des Verhältnisses einer dieser neuen Bewegungen - der Friedensbewegung - zu den direkt demokratischen Institutionen der Schweiz vor. Das Mittel der Volksinitiative spielt in der politischen Praxis der Friedensbewegung der Schweiz eine zentrale Rolle. Diese Bewegung hat im Verlaufe ihrer Geschichte nicht weniger als zwölf Initiativen lanciert. Epple untersucht jene acht, die nach dem Zweiten Weltkrieg gestartet und bis zur Aufnahme seiner Studie abschliessend behandelt worden sind.

In einem ersten Teil wird die Entwicklung jeder dieser friedenspolitischen Initiativen von ihrer jeweiligen Vorgeschichte und Lancierung, über die Reaktion der Behörden, bis zum Abstimmungskampf und Abstimmungsergebnis detailliert vorgestellt. Zur Charakterisierung der damit verbundenen Mobilisierungsprozesse schlägt der Autor das Konzept der "Initiativbe-

wegung" vor - ein Konzept, das ich für sehr fruchtbar halte. Eine "Initiativbewegung" ist nicht so breit wie eine "soziale Bewegung", sondern eine Teilbewegung, eine Strömung innerhalb einer sozialen Bewegung, die ein Anliegen dieser breiteren Bewegung in der spezifischen Form einer Initiative artikuliert. Gebunden an die institutionell gegebene Form der Initiative nehmen diese Teilbewegungen einen weitgehend standardisierten Verlauf, der durch den Autor zusammenfassend nachgezeichnet wird.

Im zweiten Teil der Arbeit geht der Autor den Wirkungen der Initiativen nach. Es bestehen in der politikwissenschaftlichen Literatur in der Schweiz bereits Arbeiten zu den Wirkungen der Initiativen, in keinem Fall wurden bisher jedoch die indirekten Wirkungen auf so detaillierte Weise untersucht und auch die Rückwirkungen der Initiativen auf die Bewegungen, die sie ergriffen haben, analysiert. Die Abklärung der direkten und vor allem der indirekten Wirkungen von Mobilisierungsprozessen im allgemeinen und von Initiativbewegungen im besonderen gehört zu den schwierigsten Aufgaben der Analyse von sozialen Bewegungen. Nur allzu oft werden Ereignisse zu Wirkungen von Mobilisierungsprozessen erklärt, weil sie zeitlich nach diesen Prozessen stattgefunden haben. Epple geht in jeder Hinsicht sehr umsichtig vor und sammelt eine Fülle von Informationen, die es ihm ermöglicht, in jedem der untersuchten Fälle zu einem fundierten Urteil zu kommen. So zeigt er, um nur ein Beispiel zu nennen, dass die Tatsache, dass die Schweiz heute über keine Atomwaffen verfügt, wenig mit den zwei Atomwaffeninitiativen zu tun hat, sondern auf Veränderungen in militärischen Strategien, aussenpolitischen und (energie-)wirtschaftlichen Überlegungen basiert. Aufgrund seiner detaillierten Analyse der Entwicklungen in den entsprechenden Politikbereichen nach dem jeweiligen Abstimmungsverfahren kommt der Autor zu einem eher pessimistischen Schluss : Gemessen an den expliziten politischen Zielen der Friedensbewegung erweisen sich die direkten und indirekten Wirkungen der friedenspolitischen Initiativen als äusserst begrenzt.

Wenn möglich noch pessimistischer wird Epple, wenn es dann um weiter gefasste indirekte Wirkungen - etwa um Lerneffekte - und um die Rückwirkungen der Initiativen auf die Entwicklung der Friedensbewegung selbst geht. Die Vielfalt der verwendeten qualitativen (historische Quellen, Sekundärliteratur) und quantitativen (empirische Untersuchungen, Abstimmungsergebnisse, Sekundäranalysen von Enquêten) Daten ist hier besonders eindrücklich. Der Autor macht sehr kreativ Gebrauch von bestehendem Material und, so weit ich sehe, hat er tatsächlich alles, was es in der Schweiz an Informationen zu seinem Thema geben könnte, aufgespürt und verwendet (und das ist mehr als man selbst als informierter Schweizer Zeitgenosse so auf Anhieb zu denken geneigt ist).

Bei aller Vielfalt der verwendeten Quellen bleibt bei der Abklärung der Frage nach den Wirkungen von Mobilisierungsprozessen angesichts der Vielfalt möglicher Wirkungen und angesichts der Vielfalt intervenierender Variablen stets ein Interpretationsspielraum. Mein Eindruck ist, dass Epple im

Rahmen dieses Spielraums etwas zu pessimistisch ist. Bei seiner Beurteilung der Folgen von Initiativbewegungen für die Friedensbewegung sieht er meiner Ansicht nach zu ausschliesslich allein die Kosten dieser Art von Mobilisierungen. Um ein Beispiel zu nennen : Zurecht verweist er auf die Mobilisierungsschwankungen, denen Initiativbewegungen unterliegen, die zu einer Schwächung oder selbst zum faktischen Verschwinden der Bewegungsorganisationen führen können. Geht man aber davon aus, dass Initiativbewegungen eingebettet sind in breitere soziale Bewegungen, so kann der spezifische Verlauf einer Initiativbewegung, der vorgegeben ist durch die Form der Initiative, auch zu einer erneuten Mobilisierung der umfassenden Bewegung Anlass geben. Dies war zum Beispiel der Fall in der Schweizer Anti-AKW-Bewegung, die im Rahmen des Abstimmungskampfes zur Atomschutzinitiative aus einer Phase der Lethargie herausgerissen wurde. Zur Beurteilung der mobilisierenden Wirkung der organisatorischen Ableger der Initiativbewegungen hat Epple, um ein zweites Beispiel zu nennen, zwar erneut auf bewundernswürdige Weise von bestehendem Zahlenmaterial Gebrauch gemacht, aber sein Test konnte angesichts der Begrenztheit der verfügbaren Daten auch nur ein sehr grob ausfallen. Inwiefern zusätzliche Aktivisten sozialisiert worden sind durch die Initiativkampagnen bleibt auch angesichts der von ihm präsentierten Resultate eine offene Frage. Ich denke, dass sich die pessimistischen Schlussfolgerungen Epples bezüglich der Wirkungen von Initiativen - gerade auch nach dem Ausgang der Abstimmung über die Rotherturm-Initiative, die von Epple nicht mehr berücksichtigst werden konnte - teilweise relativieren lassen. Gegen die generelle Tendenz seiner Aussagen ist angesichts der Fülle des präsentierten Materials und der Differenziertheit der Argumentation aber kaum etwas einzubringen.

Im dritten Teil der Arbeit versucht der Autor, die bisherigen Ergebnisse staatstheoretisch zu erklären. Die Schweiz wird im Rahmen eines ableitungstheoretischen Ansatzes als Sonderfall interpretiert, der auf signifikante Weise vom allgemeinen Modell der "ursprünglichen Direktion" abweicht. Direkt-demokratische Verfahren sind aus dieser Sichtweise als Folge der Unvollständigkeit der historischen Trennung von Staat und Gesellschaft entstanden. Die relative Wirkungslosigkeit dieser Verfahren im späteren Verlauf der Entwicklung des Bundesstaates wird in Zusammenhang gebracht mit der Entwicklung verschiedener "Puffersysteme", die zum Schutze des Reproduktionsprozesses der kapitalistischen Ökonomie ins politische System eingebaut worden sind. Ich kann meine Skepsis gegenüber dem gewählten theoretischen Ansatz nicht verhehlen. Die vom Autor selbst konstatierten Defizite dieses Ansatzes (S. 259) sind meiner Ansicht nach innerhalb des Ansatzes nicht zu lösen.

Trotzdem bildet die vorgelegte Arbeit einen bedeutenden Beitrag zur Analyse der direkt-demokratischen Institutionen der Schweiz und damit zu einer Debatte, die momentan auch in anderen Ländern sehr aktuell ist. Gleichzeitig stellt sich auch den bisher besten Beitrag zur Geschichte der schweizerischen Friedensbewegung dar.

Kulturtypen, Kulturcharaktere. Träger, Mittler und Stifter von Kultur

Wolfgang Lipp (Hrsg.)

Dietrich Reimer Verlag, Schriften zur Kultursoziologie, Band 7, Berlin, 1987, Preis : DM 54.-

Karl Lenz, Universität Regensburg, Institut für Soziologie, D - 8400 Regensburg

Die Kultursoziologie ist zu neuem Leben erwacht. Dieser Gegenstandsbereich, der in das moderne Verständnis des Faches nicht mehr hineinzupassen schien, der antiquiert daniederlag, allenfalls in der Geschichte der Soziologie ein bescheidenes Plätzchen innehatte, erstrahlt im neuen Licht. Innerhalb eines Jahrzehnts ist das Interesse an Kultur als Gegestand der Soziologie immens angewachsen. Der sichtbarste Ausdruck des stattgefundenen Wandels ist der letzte Soziologentag in Zürich, der, veranstaltet von den drei deutschsprachigen Gesellschaften für Soziologie (Bundesrepublik Deutschland, Schweiz und Österreich), unter dem Thema Kultur und Gesellschaft stand. Die Kultursoziologie versteht sich dabei nicht als eine spezielle Soziologie unter vielen anderen. Vielmehr ist die Kultursoziologie eine Korrektur einer Soziologie, die von einer einseitigen Dominanz gesellschaftlicher Strukturen ausgeht.

Nachhaltig mitgewirkt an der Neuentdeckung der Kultursoziologie hat die Sektion Kultursoziologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, die aus einer 1976 gegründeten und vor allem von der Initiative von Wolfgang Lipp getragenen Arbeitsgruppe hervorgegangen ist und seit 1985 den Status einer Sektion innehat. Auf die Aktivitäten dieser Sektion geht das zu besprechende Buch sowie auch die Schriftenreihe zurück, in der es erschienen ist. Abgesehen von wenigen Beiträgen, enthält der Band Referate, die im Sommer 1985 auf der Arbeitstagung der Sektion in Tutzing gehalten wurden. Einschliesslich der Einführung des Herausgebers vereinigt der Band 16 Beiträge. Wie Lipp einleitend formuliert, ist es nicht das primäre Anliegen des vorliegenden Bandes, Theoriearbeit zu leisten, sondern zu zeigen, "wie Kultur sich in einzelnen, ausgewählten Daseinsfeldern konkret darstellt, welche Sinngehalte, Sinnverweisungen sie eröffnet, welche Problempunkte sie markiert" (9). Im Vordergrund stehen Fallbeispiele von Kulturanalysen. Diese Schwerpunktlagerung hat für Lipp vor allem einen pragmatischen Grund : Angesichts der Plurivalenz des Gegenstandes soll ein fruchtloser Theoriestreit vermieden werden, statt eines Flugs über den Wolken soll in diesem Band auf dem "Boden der Tatsachen" geblieben werden. Die starke Ausrichtung auf das Exemplarische ist jedoch nicht als eine Einladung zu jeder Art von Idiosynkrasien aufzufassen, vielmehr solle - worauf der Titel des Bandes schon hinweist - der "Blick auf die Zusammenhänge, das Kultu-

relle am Kulturellen, seine 'Typik' und 'Charakteristik'" (9) gelenkt werden. Mit "Kulturtypen" soll verdeutlicht werden, "dass Kultur zu 'typischen' Mustern und tendenziell in der Tat kohärenten, strukturellen Komplexen gerinnen kann", mit "Kulturcharakteren", dass es "Handlungspersönlichkeiten" und "Handlungsgruppen" sind, "die Kultur erst verlebendigen und aus ihr machen, was sie ist" (19). Im Rahmen der Einleitung ist Lipp bestrebt, Grundlagen der empirisch ausgerichteten Kultursoziologie abzustecken ; ausgehend von der Plurivalenz der Kultur benennt der Autor einige kultursoziologische Kategorien.

Im ersten Beitrag beschäftigt sich Robert Hettlage mit der Gestalt des Fremden, der seit Simmel in der Soziologie über eine lange Tradition verfügt. Ausgehend von Formen der Thematisierung des Fremden befasst sich Hettlage mit zwei klassischen Kulturfunktionen des Fremden : der des Innovators und der des Herausforderers. Anhand der Gastarbeiter zeigt der Autor mit einer hohen Sensibilität für die Dynamik sozialen Geschehens, dass diese beiden Funktionen nicht allen Fremden zugebilligt werden. Bei den Gastarbeitern komme es zu einem "dramatischen Umschlag". Gastarbeiter werden von der Gastgesellschaft weder als Fremde aufgefasst, von denen man lerne könne, noch als befähigt, kritische Fragen zu stellen. Gastarbeiter werden von den Einheimischen vielfach ausgegrenzt. Aber das ist nur die eine Seite, die einer Erweiterung aus der Sicht der Gastarbeiter bedarf. Sie leben - wie es Hettlage nennt - in einer "Zwischenwelt", in einer Situation eines doppelten Fremdseins : sie sind Fremde im Gastland, und zunehmend wird ihnen auch das Herkunftsland fremd. Eine Situation, die sie in einem einheitlichen Lebensentwurf verarbeiten müssen. Dieser Beitrag macht deutlich, dass eine kultursoziologische Perspektive für die Gastarbeiterforschung eine wichtige Bereicherung darstellt.

Mit Helfern im Betrieb befasst sich der Beitrag von Anne Honer, der eingebettet ist in ein Vorhaben der Beschreibung kleiner sozialer Lebens-Welten. Honer hat mit offenen Interviews Mitglieder eines Helferkreises in einem Industriebetrieb untersucht, der mit Alkoholproblemen befasst ist. Behandelt wird das Rollenselbstbild der Helfer, ihre Motive zur Mitarbeit im Helferkreis sowie die soziokulturellen Funktionen der untersuchten sozialen Formation. Übertrieben erscheint mir die mehrmals zum Ausdruck kommende Bescheidenheit der Autorin, die die Relevanz ihrer Ergebnisse einschränkt und herabsetzt, und dies um so mehr, da dazu kein Grund besteht.

Mit der kommunistischen Bewegung aus kultursoziologischer Perspektive befassen sich die soziologisch gehaltvollen Beiträge von Klaus-Georg Riegel und Johannes Weiss. Riegel nimmt das von Max Weber stammende Konzept von Sendungsprophetie und überträgt dies, dargestellt am Fallbeispiel von Trotzki, auf revolutionäre Glaubensgemeinschaften. Weiss beschäftigt sich mit der Selbstdeutung von Intellektuellen in der kommunistischen Bewegung. Es geht um Lösungswege zwischen der zentralen Stellung von Intellektuellen einerseits und der Abwertung von Ideen im Geschichtsprozess und der Doktrin von der geschichtsbestimmenden Potenz des Proletariats in der

kommunistischen Bewegung andererseits. Nach Weiss lassen sich drei Formen der Selbstdeutung - Führer, Berater oder Stellvertreter - unterscheiden, wobei sich als besonders erfolgreich die Lösung erwiesen habe, dass Intellektuelle stellvertretend für das Proletariat handeln müssen, da sich das Proletariat "in einem Zustand unverschuldeter Unmündigkeit" befinde und sich nur "langsam und mühsam zu einem angemessenen Bewusstsein von seiner Lage und Aufgabe durcharbeiten könne" (208). Dieses Stellvertreter-Modell wird aufgezeigt bei Marx, Engels, Lenin und Gramsci ; es wird auch der Niedergang dieses Deutungsmusters gezeigt, der sich am deutlichsten in Frankreich ereignete.

In ferne Zeit und an fernen Ort entführen Bettina und Lars Clausen, die sich mit dem Leben und Wirken des einst vielgelesenen, heute nahezu völlig vergessenen Schriftstellers Leopold Schefer als Generalinspektor von Muskau (ein Landstrich an der Neisse) befassen, ein Amt, das er für einige Jahre anfangs des 19. Jhs. ausübte. Diese Arbeit, in einem ansprechenden Stil verfasst, dürfte in erster Linie für Literaturwissenschaftler von Interesse sein, dem Soziologen dagegen bleibt sie auch inhaltlich fern.

Dass Kunst ein legitimer Gegenstand einer Kultursoziologie sein kann, wird in "Kulturtypen, Kulturcharaktere" durch zwei Beiträge gezeigt. Robert H. Reichardt berichtet aus einer empirischen Studie über zeitgenössische Künstler - Komponisten und bildende Künstler. Im Mittelpunkt stehen die Zugangswege zum Künstlerberuf und die subjektive Sinngebung des Künstlerseins. Der Kunst in traditionellen Gesellschaften Schwarzafrikas widmet sich Miklòs Szalay, die oftmals - fälschlicherweise, wie gezeigt wird - als Gemeinschaftskunst aufgefasst wird.

Nachdem sich Roland Girtler bislang in seinen dichten ethnographischen Beschreibungen vor allem mit gesellschaftlichen Aussenseitern befasst hat, unternimmt er mit seinem neuen Forschungsvorhaben einen Ausflug an den "anderen Rand" der Gesellschaft, indem er sich dem Adel zuwendet. Girtler zeigt, dass der Adel auch heute eine hierarchisch geschlossene Gesellschaft ist, was in der Heiratspolitik und Kleidung zum Ausdruck kommt, und wie Adelige mit der ihnen zugeschriebenen Vorbildsfunktionen umgehen, die für sie selbst auch zur Last werden kann. Ein Beitrag der Marke Girtler, erfrischend und zugleich ein Dokument für eine ungebändigte soziologische Forscherneugier. Mit dem Adel ist auch der Beitrag von Mohammed Rassem befasst ; mit deutlich erkennbarer Sympathie schildert der Autor die Kulturbedeutung des Adels in der europäischen Geschichte.

Im Kontext von Arbeiten zum Zivilisationsprozess steht der Beitrag von Gerhard Vowinckel. Mit den Anstandsbüchern von Lord Chesterfield und Joachim Heinrich Campe werden zwei Arbeiten ausgewählt, in denen unterschiedliche Lebensmaxime zum Ausdruck kommen. Der erste Autor ist Vertreter einer höfisch-aristokratischen, der andere einer bürgerlichen Lebensweise. Im Unterschied zu Elias, der stark von der Psychoanalyse beeinflusst ist, stellt Vowinckel eine Verbindung zur kognitiven Theorie der Moralent-

wicklung von Kohlberg her, und versucht, diese Anstandsbücher unterschiedlichen Stufen der Moralentwicklung zuzuordnen.

Eine Verbindung zwischen Familiensoziologie und Religionssoziologie in kultursoziologischer Perspektive stellt Horst Jürgen Helle her ; in diesem sachkundigen Beitrag wird gezeigt, dass die biblischen Patriarchen Abraham, Isaak und Jacob Träger eines Kulturwandels hin zu einem neuen Familientyp waren.

Mit dem Diskurs zum Geschlechterverhältnis zu Beginn des 20. Jhs. befasst sich Regina Schaps am Fallbeispiel der Gräfin von Reventlov, einer der umstrittensten Frauengestalten der Jahrhundertwende, die, stark von der Lebensphilosophie Nietzsches beeinflusst, nach einer Verbindung von freier Liebe und verantwortungsvoller Mutterschaft suchte.

Aus der Sicht des Volkskundlers informiert Wolfgang Brückner über das Erzählen, das vor allem im Zusammenhang mit der Verbreitung qualitativer Sozialforschung auch in der Soziologie verstärkt zum Thema wurde. Eine Anbindung an diese aktuelle Diskussion in der Soziologie überlässt der Autor weitgehend dem Leser.

Nach diesen Fallstudien folgen noch zwei theoretische Beiträge : Ausgehend von der Prämisse, dass Knappheit grundlegender sozialer Tatbestand ist, unternimmt Bela Balla den Versuch einer theoretischen Bestimmung von Kultur. "Kultur ist", so Balla, "die Sphäre von Knappheits- und Mängelbewältigung vermöge des Primats des Immateriellen gegenüber dem Materiellen, kraft der Hinwendung vom Haben zum Sein" (246). Ausgehend von dieser Bestimmung werden fünf kulturelle Wirkungsweisen und drei Kulturdomänen aufgezeigt. Die Frage nach dem Erkenntnisgewinn wird zwar aufgeworfen, der folgende Hinweise auf drei Forschungsfelder kann aber keine hinreichende Antwort geben. In einem systemtheoretisch ausgerichteten Beitrag knüpft Udo H.A. Schwarz an die Debatte über die Kommunikationsmedien an. Er versucht zu zeigen, dass dem System der Kultur das Kommunikationsmedium Mode zugeordnet ist, deren Besonderheiten und Relevanz im weiteren beschrieben wird.

Mit der Ausrichtung auf exemplarische Kulturanalysen war der Herausgeber und Tagungsleiter gut beraten. Dem Band gelingt es durch diesen Schwerpunkt eindrucksvoll, auf die grosse Bandbreite kultursoziologischer Forschung hinzuweisen. Auch wenn es nicht allen Beiträgen gelingt, das Einmalige zu überschreiten und zur "Typik" und "Charakteristik" vorzustossen, wird ganz überwiegend die Fruchtbarkeit einer kultursoziologischen Perspektive deutlich erkennbar ; ein Werkstattbericht einer sich stark entfaltenden Kultursoziologie, der eine grosse Aufmerksamkeit verdient.

Handbuch der Jugendforschung

Heinz-Hermann Krüger (Hrsg.)

Leske & Budrich, Opladen, 1988, 392 Seiten, Preis : DM 49.-

Karl Lenz, Universität Regensburg, Institut für Soziologie, D - 8400 Regensburg

Das innerwissenschaftliche Interesse an der Jugendforschung hat in den letzten Jahren wieder stark zugenommen, und dies scheint nicht nur auf Zeiten beschränkt zu sein, in denen - wie in den frühen 80er Jahren - "die Jugend" für Schlagzeilen sorgt. Anfang der 70er Jahre war noch die Rede von einer Auflösung der Jugendsoziologie, solche Stimmen sind seither längst verstummt, auch wenn sie bis heute für die Beteiligung von Soziologen und Soziologinnen an der aktuellen Diskussion Nachwirkungen haben. Die Soziologie hat die Dominanz verloren, die sie in der Nachkriegszeit nach und nach in der Jugendforschung gewonnen hatte. Sehr stark wird die neuere deutschsprachige Jugendforschung getragen von der Pädagogik, aber auch von der Psychologie wurde das Arbeitsfeld der Jugendforschung neu entdeckt. Mit Verspätung zeigen sich auch in der Soziologie Anzeichen für ein verstärktes Interesse an der Lebensphase Jugend.

Trotz dieser Fächerverschiebung sind soziologische Fragestellungen keineswegs weggefallen, diese sind lediglich z.T. in andere Fächer ausgewandert. Nahezu alle Arbeiten aus dem Gebiet der Jugendforschung zeichnen sich durch eine hohe Versozialwissenschaftlichung der Forschungsfragen aus, am nachhaltigsten hat wohl die Psychologie einen Wandel durchgemacht. Überhaupt scheint sich die Jugendforschung zunehmend aus der Verankerung in Einzeldisziplinen zu lösen und auf dem Weg zu einem interdisziplinären Forschungsbereich zu sein. Schon heute wird eine Verständigung über unterschiedliche Fachgrenzen hinweg unter dem Vorzeichen einer sozialwissenschaftlichen Perspektive immer selbstverständlicher.

Dieser neue Aufschwung der Jugendforschung geht einher mit starken Wandlungstendenzen der Lebensphase Jugend, die vielfach als "Strukturwandel" bezeichnet wird. Die Jugendforschung reagiert auf diese Wandlungstendenzen mit einer hohen Betriebsamkeit auf empirischem Felde, aber auch in die Theoriebildung, bislang eher ein "Stiefkind" der Jugendforschung, ist Bewegung gekommen.

In der Jugendforschung gibt es eine Reihe von Einführungsbüchern, die sich an Studenten und Studentinnen in den Anfangssemestern richten, doch fehlte bislang ein Handbuch, in dem der aktuelle Diskussionsstand zusammengefasst wird und zugleich auch die wichtigsten Entwicklungslinien aufgezeigt werden. Heinz-Hermann Krüger kommt der Verdienst zu, nicht nur

diese Lücke erkannt zu haben, sondern durch einen sehr lesenswerten Band diese Lücke beseitigt zu haben. Krüger konnte 21 Wissentschaftler/innen aus verschiedenen Fachgebieten gewinnen - mit einer gewissen Überzahl aus der Pädagogik, was aber durchaus dem aktuellen Bild der Jugendforschung entspricht.

Der Band gliedert sich in drei Hauptteile. Vorangestellt ist eine Einleitung, in der der Herausgeber eine Übersicht über die Geschichte und Perspektiven der Jugendforschung gibt. Ausgehend von Umrissen der Theoriegeschichte plädiert Krüger für eine umfassende interdisziplinäre Theorie der Jugend, die handlungstheoretische Modellvorstellungen mit Gesellschafts- und Umwelttheorien verbindet. Damit gibt Krüger einen Tenor vor, der sich in Beiträgen zu den Theorienansätzen wiederfinden lässt : Eine Theorie der Jugend solle die verschiedenen Ebenen einbeziehen und miteinander verknüpfen. Dass dies der Weg zu einer elaborierten Theoriebildung ist, darüber gibt es in der Jugendforschung keinen Dissens mehr ; erst wie das zu bewerkstelligen ist, welche Theoriestücke brauchbare Versatzstücke sind, darüber wird sich in den kommenden Jahren mancher Streit entzünden. Krüger skizziert auch die Geschichte der Forschungsmethoden in der Jugendforschung und formuliert anschliessend ein Plädoyer für eine "interparadigmatische methodische Vorgehensweise" (22), einer sinnvollen Verknüpfung von quantitativen und qualitativen Verfahren. Auch hier besteht weitgehend Konsens, allerdings wird hierzu noch eine deutlich höhere Akzeptanz der qualitativen Sozialforschung auch im Lager der mainstream-Sozialforschung erforderlich sein. Auch sollte eine Verknüpfung nicht zu einem unhinterfragten "Muss" ausarten ; ausschlaggebend für die Wahl der Methoden ist die Fragestellung der konkreten Forschungsprojekte. Manchmal kann eine Verknüpfung angezeigt sein, aber ebenso eine ausschliessliche Verwendung von qualitativen oder quantitativen Verfahren.

Der erste Hauptteil des Handbuchs befasst sich mit Theorieansätzen der Jugendforschung. In sechs Beiträgen werden Ansätze behandelt, die die grundlagentheoretische Diskussion der Jugendforschung in der Gegenwart entscheidend beeinflusst haben und von denen Impulse zu einer umfassenden Theorie der Jugendforschung zu erwarten sind. Die getroffene Auswahl ist überzeugend, m. E. zu Recht verzichtet Krüger auf eine Behandlung von sog. ad-hoc-Theorien, die in der Vergangenheit in der Jugendforschung reichlich formuliert wurden und oft nur eine kurze Blüte hatten. Alle Theoriebeiträge sind weitgehend ähnlich aufgebaut, es werden Entwicklungslinien der jeweiligen Ansätze in der Jugendforschung skizziert, z.T. werden die Grundlagentheorien vorgestellt, das Schwergewicht liegt jeweils auf dem aktuellen Diskussionsstand.

Im ersten Theoriebeitrag befasst sich Mario Erdheim mit psychoanalytischen Ansätzen, als deren Spezifikum "die durch die psychoanalytische Methode angeleitete Untersuchung der unbewussten Dimension, in der sich 'Jugend' (...) abspielt" (29), bezeichnet wird. Erdheim lässt dabei die psychoanalytische Jugendforschung bereits mit Sigmund Freud beginnen, für den

aktuellen Stand werden zwei Richtungen unterschieden, die eine vom Primat des Psychischen, die andere von dem der Gesellschaft ausgehend. Lediglich die letzte, zu der Arbeiten von Keniston, Ziehe und Döbert/Nunner-Winkler gezählt werden, weist eine Verbindung zu der aktuellen Theoriediskussion der Jugendforschung auf, der es ja gerade um eine Synthese unterschiedlicher Ebenen geht. An der bekannten Arbeit zum neuen Sozialisationstypus von Ziehe kritisiert Erdheim eine "Verdinglichung psychoanalytischer Daten" (39) ; hierzu hätte man sich als Nicht-Analytiker eine ausführlichere Darstellung gewünscht.

Wilhelm Heitmeyer und Klaus Hurrelmann befassen sich mit sozialisations- und handlungstheoretischen Ansätzen. Die beiden Autoren bemühen sich sehr stark, Interdisziplinarität in der Theoriebildung herzustellen, indem sie soziologische und psychologische Perspektiven miteinander kombinieren. Ausgangspunkt bilden Theoriemodelle, die auf dem Modell eines aktiven Subjekts aufbauen, aus der Soziologie vor allem von Mead und Berger/Luckmann, aus der Psychologie von Lantermann sowie Leontjew. Diese handlungstheoretischen Ansätze sind für Heitmeyer/Hurrelmann mit strukturtheoretischen Ansätzen zu verbinden, es "besteht die Notwendigkeit, das Handeln von Individuen in Verbindung zu setzen mit den gesellschaftlichen Strukturen" (53). Dabei wird ein Vorgehensweise deutlich bevorzugt, die Heitmeyer/Hurrelmann als "Synthetisierungs-Ansatz" bezeichnen. Theorieansätze sollen nicht über ihren jeweiligen Erkenntnisrahmen gedehnt werden, es geht auch nicht um eine einfache Addition unterschiedlicher Ansätze. Als Synthetisierung verstehen die Autoren, "neue Stränge zu knüpfen, also handlungstheoretische Ansätze ausfindig zu machen, die z.B. einerseits konfliktorientierte Dimensionen und Kategorien aufweisen und strukturtheoretische Ansätze, die über abstrahierte Aggregationen hinaus sich dem gesellschaftlichen Alltag öffnen" (54). Als erfolgreiche Versuche, handlungstheoretische Konzepte mit strukturtheoretischen zu verknüpfen, werden auf der Ebene der allgemeinen Theoriebildung Habermas, Beck und Bourdieu genannt, die auch brauchbare Anknüpfungspunkte für die Jugendforschung bieten können. Mit der Kombination von aktivem Subjekt und gesellschaftlich vorgegebenen Strukturen beschreiben Heitmeyer/Hurrelmann einen Weg, um den keine ernsthafte Theoriebildung herumkommen wird. Beachtung für diese schwierige Theoriearbeit hätte m. E. auch die phänomenologische Sozialtheorie von Alfred Schütz verdient, in dessen Spätwerk zumindest die Verbindung von Handlung und Struktur im Zentrum stand. Im zweiten Teil ihres Beitrags befassen sich Heitmeyer/Hurrelmann mit dem aus der Entwicklungspsychologie stammenden Konzept der Entwicklungsaufgaben sowie mit dem Strukturwandel der Jugendphase und der daraus erwachsenden Problembelastung von Jugendlichen ; hierbei bleibt das prekäre Verhältnis von Handlung und Struktur stets im Blick.

Dieter Baacke stellt in dem dritten Beitrag sozialökologische Ansätze vor, die vor allem in Anschluss an die Kritik an der schichtspezifischen Sozialisationsforschung an Aktualität gewonnen und auch in die Jugendforschung Eingang gefunden haben. Aus der sozialökologischen Jugendforschung sind

bislang einige sehr interessante Projekte hervorgegangen, eigenständige theoretische Überlegungen hat bislang lediglich Baacke beigesteuert. Kulturtheoretische Ansätze in der Jugendforschung, die von Michael May und Andreas von Prondcynsky vorgestellt werden, sind in der deutschsprachigen Jugendforschung durch die Rezeption der Arbeiten des "Centres for Contemporary Cultural Studies" bekannt geworden, deren theoretischer "Überbau" auch dargestellt wird. Als weitere Ansätze werden die Shell-Studie "Jugend '81", spätere Arbeiten von Ziehe sowie Hartwig exemplarisch dargestellt. In den "kulturtheoretischen Grundlagen" wird von den Autoren zwischen materialistischen Theorien sowie kulturanthropologischen und ethnologischen Ansätzen unterschieden. Die Autoren versäumen es aber, das Spezifische eines kulturtheoretischen Ansatzes näher zu bestimmen, insbesondere in Abgrenzung zu handlungs- und gesellschaftstheoretischen Ansätzen. In ihrem Ausblick plädieren May/von Prondcynsky für eine Kombination von Gesellschafts-, Kultur- und Handlungstheorie, wobei bei ihnen materialistische Ansätze deutlich im Vordergrund stehen.

Thomas Olk stellt gesellschaftstheoretische Ansätze der Jugendforschung vor, es geht also um die Wechselwirkung von Jugend und Gesellschaft, also um eine Fragestellung, die lange Zeit als klassische jugendsoziologische bezeichnet wurde. Olk zeichnet zunächst die Entwicklungslinien der gesellschaftstheoretischen Ansätze nach, anschliessend wird auf die Variabilität der Lebensphase Jugend in unterschiedlichen Gesellschaften und in der historischen Zeit hingewiesen. Ausführlich befasst sich Olk mit dem Strukturwandel der Jugendphase, der als "Destandardisierung" bezeichnet wird. Während die moderne Gesellschaft zunächst eine Homogenisierung und Standardisierung der Jugendphase mit sich gebracht hat, löst sich diese in der Gegenwart wieder zunehmend auf. Olk verbindet diese Wandlungstendenzen der Jugendphase mit dem Prozess einer zunehmenden Individualisierung. Abschliessend wirft Olk einige offene Fragen auf, z.B. ob es tatsächlich zu einer Angleichung geschlechtsspezifischer Lebensläufe gekommen ist.

Olks Hinweis auf geschlechtsspezifische Lebensläufe ist zugleich eine Überleitung zu dem letzten Theoriebeitrag, der wohl in allen angelsächsischen Ländern als "feministischer Ansatz" bezeichnet würde, im deutschsprachigen Raum ist man dabei scheinbar (noch) zurückhaltend, deshalb wurde dieser Beitrag - abweichend zu den fünf anderen - mit "Historische Konstitution und besondere Gestaltung weiblicher Jugend - Mädchen im Blick der Jugendforschung" betitelt. Dieser Beitrag, verfasst von Helga Bilden und Angelika Diezinger, ist vor allem deshalb so wichtig, weil Mädchen lange Zeit in der Jugendforschung stark vernachlässigt wurden. Dies geht so weit, dass Definitionen von Jugend z.T. auf der Folie der männlichen Normalbiographie formuliert wurden, worauf auch Olk hinweist. Im ersten Teil beschäftigt sich Bilden mit der historischen Konstitution weiblicher Jugend, im zweiten zeigt Diezinger, in welcher Form Mädchen in der Jugendforschung thematisiert werden. Einer Jugendforschung, die von einer geschlechtsneutralen Bestimmung von Jugend ausgeht und von der Mädchen allenfalls als Spezialfall aufgefasst wird, stellt Diezinger einen "anderen Blick" gegenüber,

der von einer fundamentalen Differenz der Geschlechter ausgeht und die Benachteiligungen von Mädchen aufzeigt.

Der zweite Hauptteil des Handbuchs ist der Methodendiskussion gewidmet ; Rudolf Tippelt befasst sich mit der quantitativ orientierten, Werner Fuchs mit der qualitativ orientierten Jugendforschung. Fuchs zeigt auf, dass die qualitativen Verfahren bis in die Anfänge der Jugendforschung zurückreichen, so z.B. bei Bernfeld und Bühler ; eine Renaissance erlebt die qualitative Jugendforschung seit Mitte der 70er Jahre. Obwohl Fuchs ein starker Befürworter qualitativer Forschung ist, geht er mit den vorliegenden qualitativen Jugendstudien z.T. schwer ins Gericht. Sein zentraler Kritikpunkt ist, dass vielfach das Besondere einer qualitativen Forschungslogik zu wenig beachtet wird. So ist es nach Fuchs widersinnig, auf der Grundlage der kleinen Fallzahlen, mit denen die qualitative Sozialforschung arbeitet, Aussagen über die Verteilungen machen zu wollen. Auch eine Zufallsauswahl sei für die Erkenntnischance einer qualitativen Jugendforschung kontraproduktiv. In diesen Anleihen bei einer quantitativen Logik werde nach Fuchs "ein unsicheres, ein unnötig ehrfurchtsvolles Verhältnis zur ungeliebten quantitativen Methodenlehre" (186) deutlich. Fuchs verweist auch darauf, dass der qualitativen Jugendforschung neben den Interviewformen, die sich auch hier als "Königsweg" etabliert haben, eine Reihe anderer Techniken und Materialien offen stehen : Beobachtung, Gruppendiskussionen, Inhaltsanalyse, Aktenanalyse und vor allem auch - mit langer Tradition in der Jugendforschung - die Verwendung von personal documents. Für die weitere Entwicklung der qualitativen Jugendforschung ist es für Fuchs entscheidend, dass sich diese stärker auf die Logik qualitativer Forschung besinnt, wobei Fuchs vor allem auf die Technik des narrativen Interviews von Schütze und auf die objektive Hermeneutik von Oevermann setzt. Sicherlich handelt es sich bei diesen Verfahren um die elaboriertesten Konzepte der qualitativen Sozialforschung, dennoch scheint mir eine breitere Palette der Verfahrensweisen in der qualitativen Jugendforschung auch weiterhin angezeigt, und dies auch dann, wenn man den hohen Anforderungen an die qualitative Forschung von Fuchs uneingeschränkt zustimmt.

Tippelt gibt im zweiten Methodenbeitrag einen Überblick über Datenerhebungsstrategien der quantitativen Jugendforschung. In den Querschnittsstudien hebt er neben den Panoramastudien, kulturelle und regionale Vergleiche, Gruppenvergleiche sowie typisierende Studien hervor. Auch verweist Tippelt auf die Notwendigkeit von Zeitvergleichen durch Längsschnitts- oder Replikationsstudien ; auch sollte die Jugendforschung verstärkt amtliche Statistik und sog. prozessgebundene Daten nutzen. Im zweiten Hauptteil nennt Tippelt einige methodische und methodologische Probleme der quantitativen Jugendforschung ; so spricht sich der Autor eindeutig für die Random-Auswahl bei der Stichprobenziehung für repräsentativ angelegte Studien aus. Positiv anzumerken ist auch, dass Tippelt qualitative Jugendforschung durchaus anerkennt, und nicht mehr - wie es bei Vertretern der mainstream-Sozialforschung durchaus noch verbreitet ist - dem alten Monopolanspruch quantitativer Verfahren nachhängt.

Sowohl dem Theorie- wie auch dem Methodenteil ist der Beitrag von Heinz-Hermann Krüger über die historische Jugendforschung zuzurechnen ; im Handbuch ist diese Doppel-Zugehörigkeit in Form eines eigenständigen Gliederungspunktes gelöst. Krüger verweist auf die Anfänge der historischen Jugendforschung, bettet diese in die historische Sozialisationsforschung ein und nennt Forschungsaufgaben einer historischen Jugendforschung. Im weiteren behandelt Krüger als theoretische Bezugspunkte der historischen Jugendforschung gesellschafts- und kulturtheoretische Ansätze, und subjekttheoretische Ansätze sowie Versuche, diese beiden theoretischen Perspektiven zu verbinden. Qualitative und quantitative Verfahren stehen in der historischen Jugendforschung oft nebeneinander, wenngleich es in den verschiedenen Forschungsansätzen auch hier unterschiedliche Affinitäten gibt.

Der letzte Hauptteil des Handbuchs befasst sich mit Teilbereichen und Teilproblemen der Lebenswelt von Jugendlichen und ist mit acht Beiträgen der umfangreichste. Die meisten Beiträge zeigen zunächst die theoretischen Annahmen und Ansätze der Forschungsarbeiten in diesem Bereich auf und bieten eine Übersicht über die vorliegenden empirischen Ergebnisse, die sich vorrangig auf die Bundesrepublik Deutschland beziehen. Yvonne Schütze befasst sich mit Jugendlichen in der Familie und entwirft dabei ein Bild von Familie, das durch starke Veränderungen hin zu mehr Liberalität im Umgang miteinander gekennzeichnet ist. Man hätte sich an einigen Stellen eine kritischere Diskussion der referierten Ergebnisse und Thesen gewünscht. Werner Helsper gelingt es unter Verwendung quantitativer und qualitativer Ergebnisse, ein sehr anschauliches Bild des Verhältnisses der Jugendlichen zur Schule zu zeichnen ; mit der Arbeitswelt beschäftigt sich Günther Pätzold. Der Beitrag von Dieter Baacke und Wilfried Ferchhoff "Jugend, Kultur und Freizeit" informiert ausführlich über die Diskussion zur Jugend(sub-)kultur und ist insgesamt sehr theoretisch gehalten. Empirische Ergebnisse zu diesem Teilbereich der Lebenswelt von Jugendlichen fehlen in diesem Beitrag weitgehend. Auch wäre zu erwarten gewesen, dass auch auf den hohen Stellenwert von Medien für Jugendliche eingegangen wird, was umso naheliegender ist, da es im Umkreis von Baacke hierzu zahlreiche Forschungsaktivitäten gibt.

Aus feministischer Sicht referiert Lising Pagenstecher den Stand der Forschung zu Jugend und Sexualität. Völlig zu Recht spricht die Autorin von einem "Torso", die wenigen vorliegenden Studien entwerfen ein Bild der Sexualität, das "relativ oberflächlich, farblos und inaktuell" (330) bleibt. Pagenstecher kritisiert auch die geschlechtsspezifische Einseitigkeit der Theoriediskussion in der Sexualforschung, in der die männliche Sexualität als "allgemein menschliche" (335) verabsolutiert wird. An einer Stelle ist der Autorin eine Inkorrektheit unterlaufen : Es ist nicht richtig, dass die Replikationsstudie von Clement zur Sexualität von Studentent und Studentinnen zu dem Ergebnis kommt, dass mittlerweile auch im Falle einer starken religiösen Bindung keine "Zurückhaltung" im Sexualverhalten mehr einhergeht. Im Gegenteil, diese Studie bestätigt gerade, dass sich über die Variable der religiösen Bindung einer der wenigen, noch vorhandenen Unterschiede ergibt.

Der Beitrag "Jugend und Politik", verfasst von Bernhard Claussen, ist ein schweres Stück Lesestoff und fällt damit deutlich aus dem Rahmen ; auch ein Mehr an empirischen Ergebnissen, die ja in diesem Bereich reichlich vorhanden sind, wäre wünschenswert gewesen. Abgeschlossen wird das Handbuch durch die informativen Beiträge von Burkhard Müller zu Jugend in sozialpädagogischen Institutionen und von Marlene Bock und Hans-Jürgen Wirth zu Jugend in Institutionen der psychosozialen Versorgung.

Wie Krüger eingangs formuliert, soll das Handbuch "den Diskussions- und Erkenntnisstand der Jugendforschung Ende der 80er Jahre repräsentieren, zugleich aber auch wesentliche Linien skizzieren, die zu diesem Stand geführt haben" (8). Am Ende kann der Rezensent dem Herausgeber nur bescheinigen, dass im ganzem gesehen dieses Ziel voll und ganz erreicht wurde. Es ist nicht schwer vorauszusagen, dass das Handbuch von Krüger bis weit in die 90er Jahre Standardwerk der Jugendforschung bleiben wird und geeignet erscheint, in vielen Bereichen für die weitere Forschung Standards zu setzen.

Beruf : Arbeiterin

Soziale Lage und gewerkschaftliche Organisation der erwerbstätigen Frauen aus der Unterschicht in der Schweiz, 1890-1914

Yvonne Pesenti

Chronos-Verlag, Zürich, 1988, Seiten : 257, Preis : DM 34.-

Anne-Marie Käppeli, Faculté de Psychologie et des Sciences de l'Education
Université de Genève, CH - 1211 Genève 4

La recherche en histoire sociale d'Yvonne Pesenti retrace les conditions de travail des femmes prolétaires dans la Suisse de 1890-1914. Deux grands chapitres sont dédiés au travail des femmes dans le secteur industriel et tertiaire. Un troisième chapitre parle de l'organisation syndicale des ouvrières. Une question centrale traverse tout le livre : comment se fait-il que l'assignation des femmes à certaines tâches au sein du foyer soit reproduite dans le monde du travail ?

Yvonne Pesenti commence par décrire le développement socio-économique du tournant du siècle qui voit le nombre des femmes salariées monter en flèche et toute l'économie suisse se restructurer. Lesdites qualités féminines, telles que la dextérité, la patience, l'habileté, etc. conditionnent la place des femmes sur le marché du travail. Leur discrimination repose sur l'appar-

tenance prioritaire au domaine de la reproduction, l'absence d'une orientation vers une carrière professionnelle ainsi que la double journée. Ces facteurs les empêchent de se syndiquer massivement, condition nécessaire pour l'amélioration de leurs conditions de travail.

L'auteure analyse de façon détaillée les conditions de travail et de salaire des femmes dans l'industrie du coton, de la soie et de la broderie. Une description particulièrement pertinente est faite des conditions d'habitation dans les homes pour ouvrières. (A partir de ce chapitre, un film sur l'émigration des jeunes filles tessinoises a été produit récemment par Yvonne Pesenti et Werner Weick pour la télévision suisse italienne). La situation des couturières dans l'industrie de la confection n'est pas meilleure que dans les autres branches professionnelles "typiquement féminines". Les filles de paysans ou d'ouvriers, qui sont employées dans le tertiaire, travaillent essentiellement comme domestiques ou comme serveuses.

Dans les années 1890, sous l'initiative de Clara Zetkin, est fondée la centrale suisse des ouvrières, dont Verena Conzett devient la première présidente. Ce mouvement d'ouvrières, important pour la formation syndicale des femmes, s'intègre dans le parti socialiste en 1917. L'organisation syndicale fait de grands progrès grâce à l'Union Syndicale Suisse, pendant les années de sa première secrétaire féminine, Margerete Faas-Hardegger, et grâce au travail du secrétariat des ouvrières de Marie Walter-Hüni. Cependant les grèves des ouvrières du textile et du tabac apparaissent plutôt comme une exception dans le mouvement des ouvrières suisses.

Outre la description et l'analyse des conditions du travail, ce livre offre également une série de tableaux statistiques instructifs sur la structure professionnelle et les salaires moyens dans les différentes branches du travail féminin.

Cette étude intéressera les sociologues du travail à plusieurs égards : division sexuelle du travail, migration, organisation syndicale, conditions de travail et de vie des ouvrières.

Avec ce livre l'auteure poursuit la réflexion féministe de qualité à laquelle les Editions Chronos nous ont habitués.

L'élite politique féminine Suisse. Enquête auprès du personnel politique féminin suisse [1]

Thanh-Huyen Ballmer-Cao & Ruth Wenger

Seismo-Verlag, Zürich, 1989, 210 Seiten

François Höpflinger, Schweizerische Gesellschaft für Soziologie
Birchstrasse 95, CH - 8050 Zürich

1979, als die Eidgenössische Frauenkommission ihren ersten Bericht publizierte, wurde die Zahl an weiblichen Mandatsträgerinnen auf rund 800 Frauen geschätzt. Zehn Jahre später beträgt die Zahl an Frauen in gewählten politischen Positionen schon rund 3'800 Frauen.

Wer sind die Frauen, die in Gemeinden, Kantonen und auf Bundesebene politische Ämter übernehmen und politische Karrieren verfolgen ? Inwiefern entstand dabei eine neue weibliche politische Elite ? "Wer regiert" auf weiblicher Ebene ; und inwiefern unterscheidet sich die weibliche politische Elite vom Durchschnitt der weiblichen Schweizer Bevölkerung ?

Diesen Fragen wird in der vorliegenden Publikation der beiden Autorinnen nachgegangen, und zwar auf dem Hintergrund des immer noch bedeutsamen Faktums, dass den Frauen der Zugang zu gesellschaftlich dominanten Institutionen immer noch erschwert, wenn nicht sogar vorenthalten wird.

Deshalb geht es den Autorinnen auch darum, die Bedeutung der Integration einer bisher marginalisierten Gruppe in das politische System zu klären. Ferner wird gefragt, welche Wirkung die Beteiligung von Frauen an der Macht auf die Demokratisierung der Gesellschaft hat.

Die Studie basiert auf einer (schriftlichen) Befragung von 632 direkt in die Entscheidungsprozesse im politischen System involvierte Frauen, die nach den verschiedenen politischen Ebenen (Bund, Kanton, Gemeinde sowie Exekutive und Legislative) gruppiert wurden.

Insofern die Arbeit bisher neues empirisches Material, etwa zur soziodemographischen Zusammensetzung und den politischen Interessen von Schweizer Mandatsträgerinnen, enthält, schliesst sie eine echte Forschungslücke. Da sich die Studie ausschliesslich auf weibliche Mandatsträgerinnen bezieht, ist ein direkter Vergleich zwischen weiblicher und männlicher Politik-Elite allerdings nicht möglich. Dennoch zeigt die Arbeit recht deutlich, wie wenig sich die politische Struktur der Schweiz durch weibliche Politike-

---

[1] Das Buch umfasst auch eine ausführliche Zusammenfassung in deutscher Sprache.

rinnen gesamthaft verändert hat bzw. verändern wird: die weiblichen Mandatsträgerinnen reproduzieren faktisch weitgehend die bisherige "männliche" Elitestrukturen, dies vor allem auch was Parteiensympathien, Rekrutierungsmuster und soziale Elitestatus betrifft.

Allerdings spielen immer noch traditionelle Geschlechtszuordnungen mit. So liegt ein Hauptinteresse der Mandatsträgerinnen immer noch weitgehend in jenen Gebieten, für welche sie aufgrund ihrer Geschlechtszugehörigkeit traditionellerweise sensibilisiert sind, wie z.B. Erziehung und soziale Wohlfahrt. Dies gilt vor allem für die unteren Mandatsebenen (Gemeinden, Kantone). Daneben engagieren sich aber auch recht viele Frauen für Umweltfragen (ein Problemfeld, das bisher noch wenig geschlechtsspezifisch besetzt werden konnte). 65 % der Mandatsträgerinnen nehmen einen klaren Einfluss ihrer Geschlechtszugehörigkeit auf die Politik wahr. Vor allem nach Ansicht von Kantons- und Nationalrätinnen überwiegen die Nachteile des Frau-seins. Zwar ist das Aktivitätsfeld der Politikerinnen auf der Kantons- und Bundesebene vergleichsweise geschlechtsunabhängiger, es lässt aber gerade dadurch die patriarchalen Strukturen spürbar werden.

Die Autorinnen folgern aufgrund ihrer Analyse, dass die strukturellen Positionen der Mandatsträgerinnen im Vergleich zu ihren männlichen Kollegen durch drei Charakteristika gekennzeichnet sind : sie sind elitär, ungleich und defizitär.

Elitär, weil die Politikerinnen auf allen Ebenen strukturell gesehen eher den gewählten Männern gleichen als der Wählerschaft, am wenigsten aber den Wählerinnen. Eine grosse Zahl der Politikerinnen ist im Alter zwischen vierzig und fünfzig, verheiratet, hat Kinder, eine höhere Bildung, ist wohlhabend, berufstätig, Mitglied einer Partei usw. Die familiale Biographie (Herkunftsfamilie, Unterstützung durch Ehepartner) bestimmt die politische Geschichte der verheirateten Politikerinnen entscheidend.

Ungleich, weil innerhalb der weiblichen Elite eine klare Schichtung besteht. Die strukturelle Position unterscheidet sich nach den Mandatstypen. Die Spitze unterscheidet sich im Sinne eines ausgeprägten "elitistischen Syndroms", in dem Ressourcen überdurchschnittlich akumuliert sind, beträchtlich von der Basis.

Defizitär, weil trotz zahlreicher struktureller Ähnlichkeiten zwischen männlicher und weiblicher Politik-Elite die weiblichen Mandatsträgerinnen immer noch nachhaltigen politischen Nachteilen ausgesetzt sind. Ein Modell der "kleinen Schritte" ist für die politische Mobilität der gewählten Frauen typisch. Frauengruppen werden zwar häufig betont, sie sind aber kaum je Aufstiegskanal. Die Mandatsträgerinnen sind einerseits zwar immer häufiger in leitenden Funktionen der Parteien integriert, andererseits sind sie immer noch konsequent von den machtgeladensten Sektoren der wirtschaftlichen und sozialen Struktur ausgeschlossen.

Insgesamt gesehen vermittelt das Buch ein sehr klares Bild von der strukturellen Position, aber auch von der interessenmässigen Ambivalenz einer "neuen" politischen Elite, die sich innerhalb weiterhin männlich bestimmter Mobilitätskanäle durchzusetzen hat. Der subjektive Idealismus im Engagement vieler Politikerinnen - wie er in der Befragung zutage tritt - steht in starkem Gegensatz zum Pragmatismus, mit dem politische Karrieren und Integration ins Parteiengefüge gestaltet werden. Das Faktum, gleichzeitig der Elite zugehörig zu sein und doch politisch marginal zu bleiben, konstituiert ein zentrales Moment der heutigen weiblichen Politik-Elite. Dieses widersprüchliche Moment wird von den Autorinnen sehr schön, wenn auch in relativ zurückhaltender Art, herausgearbeitet. Inwiefern die heutige politische Frauenelite - angesichts ihres klaren Elitecharakters - weiterhin gleichzeitig Machtträger des Bestehenden und Hoffnungsträger für verbesserte gesellschaftliche Bedingungen ist, wie die Autorinnen in ihrem Schlusswort anmerken, ist meines Erachtens weniger klar.